

ist
Der
von
rer
rit,
ins
icht
stes
das
er-
zen-
nen
die
ein
ihm
gen
die
von
aus
der
sein
nach
ien,
richt
ihm
nde
und
So
das
ell,
zu
fen,
mer
itet
er
ein
gen
be-
fer
ma-
Ein
Ber-
an
ma-
ine
ma-
sind
Die
je
lers
ind-
erbe
ische
nac-
da
ge-
Ein
nich
in
er-
ten,
ren-
nell
hinder
eine
Es
me-
ge-
e n.
hat
sheit
und
näh-
erbe
erbt,

diesem Grundfasse gemäß zu leben, aber die Wissenschaft hat wenigstens in den Hauptzügen die Regeln festgesetzt, nach welchen wir uns dabei zu richten haben, und es ist eine wichtige Pflicht der Ärzte, immer und immer wieder durch Wort und Schrift darauf hinzuweisen, bis diese Grundfasse der Menschheit ebenso in Fleisch und Blut übergegangen sind, wie das Cinnamlein.

Auch auf diesem Gebiete fehlt es nicht an falschen Prophezeien, heterogenen Beiträgen, Panatistern für eine Idee; blind für die Schwächen ihrer Lehre und für die Vorzüge anderer Systeme, suchen sie das Heil der Menschheit entweder in der Vermeidung der Fleischkost, oder in der maßlosen Verwendung des Weizens und ähnlichem. Sie finden williges Gehör, denn in unseren Tagen wiederholt sich, was sich vor mehr als hundert Jahren im Zeitalter Rousseaus schon zeigte: Die Menschheit, der Kultur mehr als müde, sucht in der Rückkehr zur Natur ihre Rettung. Vor hundert Jahren ist man es aus philosophischen und politischen Gründen, heute aus praktisch-medizinischen. Wo die eingeschlagenen Wege zum Ziele führen? Ich möchte es bezweifeln; niemals, auch nicht im Urzustande, war der Mensch ein Pflanzenfresser oder ein halbes Wasserthier. Aber sehen wir ganz davon ab, fragen wir uns einfach: Ist es möglich, daß der Mensch in dem geschönlischen Sinne zur Natur zurückkehrt? — Selbst wenn wir gewillt wären, unsere Kultur zu zertrümmern, auf alle ihre Errungenschaften zu verzichten, unsere Nachkommen müßten sie aufs neue schaffen, wollten sie nicht zugrunde gehen. Auch der Mensch unterliegt, wie alle Geschöpfe, fortwährenden Veränderungen, nicht nur des Geistes — diese gehen wir klar —, sondern auch des Körpers. Wir sind nicht dieselben, wie es die alten Germanen waren; ihr Leben würde nur sehr wenige von uns überdauern. Das Leben in der Natur, das Dasein des Wilden und Halbwilden, verlangt einen Muskelmensch, einen, dessen ganze Lebenskraft sich auf den physischen Teil erstreckt. Je mehr die Entwicklung fortschreitet, je mehr die Natur von der Herrin zur Dienerin wird, desto stärker entwickelt sich der Geist. Rückkehr zur Natur bedeutet in gewissem Sinne auch Rückkehr zur Barbarei.

Nicht darin kann das Heil liegen. Auch hat diese Auffassung noch einen Haken. Es ist ein Irrtum zu glauben, daß rohe Kräfte gleichbedeutend sei mit guter Gesundheit. Hirschen, die Dämon töten und Bäume entwurzeln, bringt unser Jachshund nicht mehr hervor, weil in der heutigen Welt für sie ebenso kein Platz mehr ist, wie für den vorhistorischen Jachshund. Die Kulturmenschheit ist fürverlich schwächer geworden, auch einzelne ihrer Sinne haben sich geändert oder sind sogar abhanden gekommen. Der Aukroalner findet mit Hilfe seines Geruchssinnes die Spur im Dufte, wo kein Abdruck eines Fußes sichtbar ist; er teilt diesen Vorgang — denn ein Vorgang ist es sicherlich — mit dem Hunde. Der Indianer sieht auf Entfernungen und bei schlechter Beleuchtung, wo wir gar nichts mehr erblicken, noch deutlich das Jagdwild oder den Feind. Und doch wäre es ein Schicksal, zu glauben, daß diese körperliche Ueberlegenheit auch größere Gesundheit und Lebenskraft verleiht. Die Statistik beweist das Gegenteil mit unzählbaren Zahlen. „Was ist, ist vernünftig!“ hat ein alter Philosoph gesagt. „Nicht in der Rückkehr in eine andere vergangene Zeit finden wir unser Heil, sondern darin, daß wir uns unserer Zeit anpassen und ihre Errungenschaften von den Nachteilen befreien, die ihnen anhaften, wie die Schlacken dem edlen Metall. Die Auswüchse der Kultur beseitigen, die Seitenprossen fällen, damit der Stamm desto fruchtiger emporblühe, das muß unsere Aufgabe sein, nicht aber, den Baum umschlagen, weil an den äußeren Sprossen verblühter Aeste und Blüten liegen. Unsere Lebensweise soll dem Rahmen angemessen sein, in dem wir uns bewegen. Es gibt Berufs, die ausgesprochen unangenehm auf die Gesundheit wirken, ander, bei denen dies weniger der Fall ist. Ganz frei von Schädlichkeiten ist kaum irgend eine Beschäftigung. Es muß Sache der vernünftigen Gesundheitspflege sein, diese Nachteile, die sich nicht vermeiden lassen, durch geeignete Maßregeln wieder wegzumachen. Die eine Schale der Waage schwert nach unten; wollen wir ihren Anhalt nicht einfach fortzuschütten, so müssen wir auf die Gegenseite Gewicht ansetzen, bis das Zinnglein wieder zur Ruhe gekommen ist.

Es ist demnach ohne weiteres klar, daß es allgemeine und für jedermann gültige Regeln: „So sollst Du leben!“ nicht gibt. Der Bauer und dem Bauern, den schwer arbeitenden Schmied und dem müßigen Couponkneifer, sie alle brüde der Schuß, aber an ganz verschiedenen Stellen. Und gerade diese beruflichen Gesundheitsbedingungen sind die wichtigsten, weil sie sich regelmäßig und durch Jahre wiederholen. Abgesehen von diesen speziellen Berufsbedingungen gibt es aber eine ganze Reihe von gemeinsamen Krankheitsquellen, die in unserer Lebensweise, in den gesell-

schaftlichen Sitten und Gebräuchen liegen; diese sind uns allen gemeinsam, wenn sie auch verschiedene Personen in verschiedenen Graden treffen. Ihre Beseitigung dürfte daher allgemeinem Interesse bedürfen. Hierher gehören die Kapitel: Wohnung, Kleidung und Nahrung. Auch nur das Notdürftigste über diese Punkte würde selbst bei möglicher Knappheit der Darstellung den Umfang dieser Skizze ungebührlich verlängern. Nur einige ganz allgemeine Gesichtspunkte können gestreift werden: Der erste und überall leitende Grundfasse muß lauten: Sauberkeit! Schmutz und Staub sind die größten und gefährlichsten Feinde der menschlichen Gesundheit, mögen sie an dem Körper selbst haften oder an den Gegenständen, die uns umgeben, an der Nahrung, die wir genießen. Der Kampf gegen diese Gefahr ist durchaus nicht leicht, schon deshalb nicht, weil er sich ständig und ständig wiederholt, weil er in gewissem Sinne an die Arbeit des Sisyphus und der Danaiden erinnert. Und nichts ist schlimmer als die Gewöhnung an die Gefahr, sie macht sorglos und lässig; das Alltägliche, so schrecklich es auch sein mag, verliert sein grauenhaftes Aussehen. So kommt es, daß Leute, welche bei jeder Bahnfahrt vor Angst zittern, welche bei jedem Windhauch in der Mitte der Straße gehen, um nicht von einem herabfallenden Dachziegel oder Fensterlägel erschlagen zu werden, die viel größere Gefahr des täglichen Lebens, selbst wenn sie sie kennen, nicht achten. Darum ist eine Wiederholung der schon oft angeführten Warnung nicht überflüssig. Wenn jemals, so gilt hier der Satz, daß es Dinge gibt, über die nicht oft genug gesprochen werden kann.

Für den ärztlichen Berater wird es sich aber empfehlen, nicht allzu radikal und mit einem Schlag Reformen anzuführen, die der Gewöhnheit, der Sitte, der Mode entprechen. Weite Maßnahme ist hier Vorbedingung des Erfolges. Wenn nach der Meinung der Alten gegen die Unmäßigkeit selbst die Götter vergebens kämpften, so ist auch das Gegenteil richtig; Gegen die Götter Mode kämpft selbst die Weisheit unvollständig. Und da wenig immer besser ist als gar nichts, so werden wir uns für den Moment mit einem Kompromiß begnügen müssen, das die ärgsten Schäden beseitigt. Wenn dies nicht genügend erscheint, der möge bedenken, daß es sich hier nur um den ersten Schritt handelt, dem andere folgen werden. In jenem Augenblick nur das Mögliche wollen, heißt, auch das Unmögliche erreichen.

Schülerelbstmorde.

Von Emil Romanus.

Die Fälle, in denen Schüler freiwillig ihr jugendhoffnungsvolles Leben hingeben, gehören leider nicht mehr zu den allerersten Ausnahmen unserer an sensationellen, nervenerregenden Vorkommnissen überreichen Zeit. Vergeht doch kaum eine Woche, in der uns nicht die Zeitungen über einen Schülerelbstmord berichten, und jedesmal erschauern wir bis auf den Grund unserer Seele, wenn wir uns vorstellen, wach ein Uebermaß von innerer Qual und Verzweiflung dem unglücklichen Schritt vorausgegangen sein muß. Mit tugendlichen Eltern, die die verhängnisvolle Tat ihres Kindes — vielleicht gar des einzigen — sah aus ihren Hoffnungen und Zukunftsplänen gerissen und der schönsten Elternfreude beraubt hat. Schülerelbstmorde! So gar literaturfähig sind sie schon geworden. In „Schülerromanen“ und „Schülerdramen“, denen wir nur an „Traumulus“ oder den Roman „Freund Dein“ von Emil Strauß, wird das traurige Motiv behandelt und der Erfolg, den diese Werke im Publikum gefunden, zwingt uns zu der Annahme, daß sie Erscheinungen berühren und anregen, die uns einen Einblick in betagene Werte Schäden unserer Zeit tun lassen.

Die öffentliche Meinung, der die schier beständigende Klucht der neuesten und allernächsten Tageskationen immer neuen Stoff darbietet, ist auch bei der Beurteilung der traurigsten Sensation unserer Zeit der Schülerelbstmorde nur zu schnell mit ihrem „Kreuzige! Kreuzige!“ bet der Hand. Die einen beunten die Gelegenheit, um ihrem Groll gegen die Schule und die Lehrer in maßlosen Vorwürfen und Anklagen Luft zu machen, andere wälzen alle Schuld auf die Eltern, und noch andere verdammen die jugendlichen Selbstmörder, die so viel Unheil und Herzleid über ihre Familien gebracht haben. Wer von den Anklägern hat nun Recht? Aufgabe einer ruhigen Beurteilung wird es sein, in objektiver, gerechter Abwägung den Einflüssen und Erscheinungen nachzugehen, die zu dem beschwerlichen Schicksal dieses psychologischen Dramas haben führen können. — Der Schülerelbstmord hängt mit letzten Grunde mit dem Charakter unserer Zeit eng zusammen. Die gesteigerten, fast bis in das Extreme gesteigerten An-